ihm, daß den andern das Wasser im Munde zusammenlief. Gebauers Fritz, den sein Onkel einmal mit dem Pferdeschlitten mithin genommen hatte, und Grafens Liesel, deren Großmutter da lebte und noch einige Auserwählte, die hatten ihn schon gesehen. Auch der Herr Lehrer, der jedes Jahr eigens dazu hinfuhr, um dann in der Kreuzkirche die Weihnachtsmotette in der Christmette anzuhören, die die Buben vom Chor gar so schön sangen, daß man meinte, schon im Himmel zu sein und dem lieblichen Gesang der Englein zu lauschen, oder auf den Fluren Bethlehems zu weilen und sich ganz dem Geschehen der heiligen Nacht zu ergeben. Der Herr Lehrer also war es, der uns hauptsächlich mit diesem großen Erlebnis bekanntmachte. Immer wieder erzählte er, welch ein wunderbarer Anblick es sei, wenn am Winternachmittage die Bogen der Brücke im duftigen Braungrau hervorragten, an den Vorsprüngen der Pfeiler der Schnee hafte, alles mit Wolkendunst und die Kuppel der Frauenkirche mit dunkelvioletten Schatten umhüllt sei, wie der Weg zum Markte Schönheiten um Schönheiten eröffne und den Blick in die sinnenfreudige Welt des Rokokko freigäbe. Dann aber der Markt selber. Um es vorwegzunehmen: Striezel heißt Stollen und die Stollenbuden waren es, die dem Dresdner Christmarkt seinen Namen prägten. Wißt ihr auch alle, was ein Weihnachtsstollen ist? Ihr werdet ihn wohl schon gesehen haben, wenn er beim Bäcker in langen Reihen, weiß bezuckert, im Schaufenster liegt. Aber so herrliche Stollen, wie auf dem Striezelmarkt, gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr. Denn es ging ja nicht um das Mehl und die Butter, die Menge der Rosinen und Mandeln, die der Bäcker hineingemengt hatte, das war — obgleich es bei den Müttern ja wohl eine Rolle spielte — für uns nebensächlich. Uns war es, daß sie in offenen Buden feilgeboten wurden, zu hohen Bergen aufgeschichtet und ein jeder einzelne ein untrügliches Zeichen bedeutete, daß es nun wirklich, wirklich weihnachtete. Daß diese Buden der nächtliche Sternenhimmel überspannte, das duftige Licht des Mondes sie mit flimmrigem Glanze umgab, verschneit, mit Tannengrün und unzähligen kleinen Lämpchen besteckt waren, deren zuckender Schein über die süße Pracht hinweghuschte. Das war das märchenhafte an ihnen, das sie so ganz aus der Welt des Wirklichen rückte. Außer den Stollen aber gab es Reiter und Herzen, aus bestem Lebzelten, Pflaumentoffel und Hampelmänner, die verstreut zwischen den hohen Stollenbergen hervorblinzelten, die Kinder lockend: „Nehmt uns mit!“

Neben den Bäckerbuden hatten die Plauener ihre Stände. Da gab es köstliche Weißstickereien, in wochenlanger Arbeit mühsam angefertigt. Blank und rein lagen sie, bereit, den Schrank der Hausfrau zu füllen, ihm Zierde und Schmuck zu sein. Mitten unter ihnen klapperte es lustig. Klöpplerinnen aus Annaberg hatten da ihr Lager aufgeschlagen. Die zeigten den Schaulustigen, wie die kräftigen, ausdrucksvollen Erzgebirgischen Spitzen entstehen, rastlos flogen die Hölzer unter ihren gewandten Händen, klar hob sich das Muster vom Kissen ab und manches Stück fand seinen Käufer. Große Ballen Lausitzer Damastes hatten die Lausitzer Leinenweber zum Markte geschleppt, gute, derbe Ware, Zeichen einer alten, gepflegten Hauskunst; die Chemnitzer boten Wirk- und Strumpfwaren, Handschuhe, mit Fingern und Fäusten, Kniewärmer und wollene Halstücher und was es sonst noch an guten, wärmenden Dingen gab, feil und anschließend kamen die Töpfer aus der Kamenzer und Bischofswerdaer Gegend. Auf großen Schubkarren fuhren sie ihre Waren herbei, Tonsachen zum täglichen Gebrauche, oft von überraschender Originalität und Formensicherheit, mit Witz und Humor gestaltet und bemalt.

So bot dieser Platz ein getreues Abbild des Landes selbst, das, wenn auch eng begrenzt, sich durch den Fleiß und die Umsicht seiner Menschen kümmerte und regte, um stets neue Lebensmöglichkeiten zu erhalten. Erst später bekamen wir freilich für die Symbolik solchen Geschehens das richtige Verständnis. Damals zog es uns noch mit magischer Gewalt in seine hinterste Ecke, wo der Weihnachtsmann sein Reich aufgeschlagen hatte. Ein richtiger Tannenwald war da entschige, füllten sie den Raum. Knecht Ruprecht waltete hier seines Amtes. Er regierte im Weihnachtswald und wer ein Bäumchen mit nach Hause zu nehmen wünschte, der erhielt es zwiefach zum heiligen Christ, einmal einen im natürlichgrünen Gewande aus der Hand des Heiligen Mannes und später den im Lichterglanze, umgeben von dem Zauber des Christkindelhaares und den süßen Raritäten, einen ganz andern, einen Wunderbaum als Bote und Gruß anderer Sphären. In diesem grünen harzduftenden Winterreich aber hatten die Erzgebirgler ihre Spielzeugläden aufgeschlagen. Spielzeugläden? Himmlische Werkstätten schienen es uns und die hölzernen Engel voll Leben, jetzt nur verzaubert, weil die Zeit noch nicht erfüllt war, daß sie dem Christkind zur Seite sich auf die große Erdenfahrt begeben konnten. Sie schwebten mit ihren steifen Flügeln, ihren weiten Röcken und den beiden Kerzen in den Händen durch den Raum und schauten uns rätselvoll und verheißend, immer aber große Freude verkündend, an. Darunter standen wie die Soldaten der Bürgerwehr, die Regimenter der Nußknacker, mit grauen Zöpfen und riesigen Mündern, bereit, nicht nur Nuß, sondern auch Finger dem Vorwitz kräftig anzubeißen. Puppen und Steckenpferdchen, hölzerne Reiter, Hampelmänner, Kutschwagen und buntgemalte Kinderwiegen, Mundharmonikas aus Klingenberg und Aue, kleine Geigen und Flöten, alles bereit zu dem einen Akkord des großen Freuens, der Musik der himmlischen Nacht, die nur die eine süße Weise der Liebe kennt.

Von altem Heil und Segen der Weihnachtszeit.

Von Evamarie Blume.

Wer weiß heute noch, wieviele uralte naturmythologische Vorstellungen unserer nordischen Vorfahren das Christfest zu dem werden ließen, was es wurde? Zahllose Sinngebilde von jahrtausendelanger Entstehungszeit erfüllten Denken und Tun des Menschen der Vorzeit mit buntem Gewirr, wenn er es unternahm, seinen heiligen Gedanken Ausdruck zu verleihen. In mannigfachste symbolhafte Darstellungen kleidete er das, was er als Wahrheit und innere Ueberzeugung an seine Nachfahren weitergab, ihr Heil und Segen den Himmlischen empfehlend.

Ohne mühsamen Ackerbau war ein Leben im Norden nicht möglich. Seit ungefähr 3000 vor Christi Geburt ist der Nordmensch ansässiger Haus- und Ackerbauer. Wenn des Menschen harte Arbeit an der Scholle vollendet ist und die langen Nächte seinem Tun und Denken andere Richtung weisen, lauscht man tiefer in Werden und Vergehen, in alle leisen Gebote der Mutter Erde. Die dunkle Jahreszeit gilt dem märchen- und sagenspinnenden Volk als Ruhezeit, erfüllt mit Vorstellungen gütigen Mutterwaltens. Die gesamte Winterhälfte des Jahres, die Jahresnacht, heißt auch das Mutterhalbjahr. Unsere Vorfahren rechneten nach Nächten — der Tag ist Erfüllung des Keimens und Werdens in dunklen Gründen.

Aus ältesten Vorstellungskreisen stammt das Bild, daß die Sonne in der dunklen Jahreszeit, der Jahrnacht, stirbt. Zwölf „Rauchnächte“, die „Zwölften“, liegen um Sonnenwende im Mittwinter: heute zwischen dem 24. Dezember, dem eigentlichen Wendetage, und dem 6. Januar, dem Tage, mit dem die Zunahme der Sonnenkraft wieder ersichtlich wird, also der scheinbare Sonnenstillstand — das Solstitium — vorüber ist. Das neue Licht und Leben — zwar noch geborgen im mütterlichen Schoß — ist schon bereit, seinen Einzug in Haus und Herzen zu halten. Draußen in der Natur steigen die Säfte ins laubleere Geäst, unter Winterschnee keimt junge Saat.

In den Heimstätten der Menschen, die in uralter Schollenverbundenheit dem Rhythmus ihrer Mutter Erde folgen, beginnt die Vorbereitung auf neue Mühe und Arbeit in Haus, Stall und Scheuer. Tief wurzelnde Vorstellungen von lebensfeindlichen Geistern veranlassen Räucherungen durch Haus und Hof. Bet- und Zaubergänge durch Feld und Flur mit allerlei Handlungen von segnender oder „zauberischer“ Bedeutung schließen sich bald an. Hierher gehört das Aufstellen immergrüner Zweige, die symbolisch aller Lebenshoffnung die Mahnung zu stetem Ausharren hinzufügen ... „O Tannenbaum — o Tannenbaum“ — singen wir auch heute noch allweihnachtlich, „dein Kleid will mich was lehren.“ Schon in der Urzeit wiesen grünes Reis und brennendes Licht gemeinsam unseren Vorfahren den langen Weg durch die tiefe Winternacht des unwirtlichen Nordens, den erst des Menschen zähe Arbeitskraft zur Menschenheimat umschuf.

So wurde in der Mutterzeit des Jahres im Hause und Hofe, den heiligen Ruhe- und Werdebezirken, das Weihnachtsfest der Mittwinterszeit zu dem, was es heute ist, sofern wir in schöner Sammlung und andächtiger Besinnlichkeit uns in sein Heil und seinen Segen einzufinden verstehen.

Vergöttlichte Vorstellungen der unbesiegbaren Sonnenkraft hatte der antike Süden an die Frühlingszeit geknüpft. Dem Norden ward es selbstverständlich, daß der Heiland „mitten im kalten Winter — wohl zu der halben Nacht“ geboren sei! Der Aufgang des Lichts — der Stern von Bethlehem — wird in der Nacht der Mittwinterwende die Geburt des Erlösers künden.

Seit altersher gehören zum Festschmuck der Winterwende bedeutungsvolle Speisen, vielgestaltiges Gebäck. In ihm wird das Korn als Lebensbrot, als des nordischen Menschen Rettung durch winterliche Todeszeit gefeiert. Das Kindlein, das Herz, das Drehkreuz als Sinnbild des ewig bewegten Lebens, werden als Gebäck gestaltet. — Apfel und Nuß sind für Kern u. Keim neuen Werdens tragender Mutterschoß; sie gehören dem Mütterlichen zu Ehren vor allem anderen zu den Festgenüssen. Auch bedeutet ja Rot, als die Farbe des Lebens, das Gold der Sonne; vergoldete Nüsse sind lebenweckende, Auferstehung kündende Sinnbilder.

Seit Urzeiten sind Mittwinter-Weihnachtsgaben Sitte: es waren ursprünglich Heil und Segen übermittelnde Sinnbilder, die man sich schenkte als Angebinde aus der Verbundenheit des Blutes und der häuslichen Ordnung. Die wissenschaftliche Forschung enthüllt viel altes Brauchtum als jene früheste, einfachste Form des Dienstes am Göttlichen, die man „Zauber“ nennt. — Die Fürstenhöfe Europas schickten sich noch etwa bis zur Jahrhundertwende den „üblichen“ Schweinskopf. Das Glücksschwein, ein Abbild des „goldborstigen Ebers“, des Schwurgottes Froh, der Sonne, ist uns heute noch bedeutungsvolles Sinnbild und hängt auch am Weihnachtsbaum. Das Julhorn, das an vielen Orten immer noch in der Wendezeit über dem Brunnen geblasen wird, um alle guten Erdgeister zu erwecken und die bösen zu vertreiben, hängt heute als Trompete daneben. Früchte, Wickelkinder und Engel, die das neue Heil verkünden, die Brezeln, Sterne und Ringe, die Kette als Bild ewiger Lebensdauer — alles ist voller uralter, heil- und segenbringender Bedeutung!

Wie kein anderes ist das Weihnachtsfest bis heute Mutters Bereich im Hause. In den segensvollen Tagen des brennenden Lichterbaumes ist Muttertum die Seele, heute wie seit alters. Wenn wir aus der Mühsal des gehenden Jahres vor der Arbeit des kommenden stehen und Einkehr halten mitten in der rastlosen Gegenwart, empfinden wir als kostbarste Heil- und Segensgabe den Frieden und die Geborgenheit der Heimstatt, die, im Wesen wahrer Muttergütigkeit gegründet, Herzensheimat gab und geben wird von fernster Vergangenheit bis in alle Zukunft!

Das Weihnachtslied.

Erzählung von Franz Schauwecker.

„Jetzt sind es auf den Tag drei Jahre her, daß ich keine regelmäßige Arbeit mehr habe“, sagte Helms zu seiner Frau vier Wochen vor Weihnachten. „Noch ein halbes Jahr, und unsere letzten Ersparnisse sind weg.“

Er sagte das nicht erbittert oder verzweifelt, sondern mit einer ruhigen Gleichgültigkeit, die anscheinend auch über den Galgenhumor schon fortgekommen war. Und seine Frau antwortete weiter nichts als: „Ja, Fritz“, mit einer kleinen Pause unausgesprochener Worte hinterher und beugte sich über das Plättbrett.

Er stand auf und ging, Hände in den Hosentaschen, durch das Zimmer. Sie warf ihm ab und zu einen schnellen Blick zu, denn diese Gelassenheit war ihr unheimlich. Lieber soll er schimpfen, dachte sie, — hat er denn den Kampf aufgegeben? Und dabei stemmte sie sich gegen das heiße, schwere Eisen.

Als er vielleicht das vierzigste Mal hin und her gegangen war, sagte er, halb zu sich: „Ein Mann, der arbeiten kann und keine Arbeit hat, ist zu nichts mehr nutz. Es ist das Schlimmste von allem, wenn man arbeiten kann und darf es nicht — ja — na ja —“

„Aber man muß doch wieder mal Ingenieure brauchen“, sagte sie. „Ewig kann das doch nicht so weiter gehen.“

„Mich brauchen sie nicht, wie Du siehst“, entgegnete er.

Sie schwieg. Das Eisen glitt über den weißen Stoff. Pause. Der warme Geruch von erhitztem Metall und frischer Wäsche erfüllte das Zimmer. Durch das Fenster sahen kahle Baumäste.

„Was soll ich denn sagen!“ murmelte sie plötzlich. „Wie lange sind wir verheiratet? Fünf Jahre.“

„Und?“ fragte er, weil sie verstummte.

„Wir haben kein Kind. Das ist schlimmer für mich als für Dich. Was soll ich denn sagen!?“

„Arbeitslos, und dann noch Kinder“, meinte er.

„Vielleicht würde alles besser werden, wenn wir ein Kind hätten“, sagte sie zögernd und führte das Eisen mit besonderem Nachdruck über die Manschetten seines Oberhemdes. „Außerdem kannst Du das Hemd höchstens noch einmal anziehen. Dann ist es hin. Es löst sich einfach auf.“

„Du hast viel Zutrauen, Erna“, sagte er kopfnickend und blieb stehen. „Aber es ist so, und es soll wohl so sein.“

•

Als er am ersten Adventssonntag die Weihnachtsplatten auflegte, hörten sie beide nachdenklich zu. Er mußte sich ein paarmal innerlich zur Wehr setzen, um nicht gerührt zu erscheinen und sie damit anzustecken, und sie sah schweigend in eine dunkle Ecke.

Gott sei Dank, daß sie das so tapfer erträgt, dachte er. Manche Frau würde in Tränen zerfließen unter diesen Zuständen so dicht vorm Fest. Und damit legte er eine neue Platte auf: Ihr Kinderlein kommet. Manche Frau würde zu heulen anfangen, sagte er sich, aber Erna tut das nicht, und das ist meine Frau — ja — sie hilft mir, sie erleichtert mir das Leben, so sehr es geht, und das tut not ... hm ... bei dieser vollkommenen Aussichtslosigkeit auf Anstellung — aber es geht ja Millionen so, da kann man nicht zu laut klagen — nein ...

Plötzlich riß ihn ein merkwürdiger Ton aus seinen Gedanken. War das die Platte? Er warf einen Blick hin. Nein, der Ton kam von der andern Seite, wo seine Frau saß. Er blickte hin. Da saß seine tapfere Frau und weinte.